

ferischer Phantasie nach den vorzüglicheren Charismen“ streben (12, 31), also nach dem, was gerade heute der Sache des Evangeliums Christi am meisten dient. Es schenkt uns weiter den Mut, gerade darin die eigene Endlichkeit und Geschichtlichkeit auch im Bereich des kirchlichen und religiösen Lebens zu bejahen. Nur in der Annahme der eigenen „Relativität“ unserer Existenz und unserer Werke tun wir das bleibend Gültige. Und in dieser gelassenen Annahme des fragmentarischen und vorläufigen – wenn man will, „problematischen“ – Charakters alles dessen, was wir tun, drücken wir die Hoffnung auf *die* Vollendung aus, in welcher allein „das Stückwerk ein Ende haben wird“.

Geht das paulinische Christentum zu Ende?

Franz-Josef Steinmetz SJ, München

Die folgenden Zeilen sind nicht im Sinne einer Verteidigung des Apostels Paulus gemeint – auch wenn sie zum Teil so aussehen mögen. Paulus braucht keinen Advokaten, zumal er ausdrücklich erklärt hat: „Mir ist es völlig gleichgültig, ob ihr oder sonst ein menschliches Gericht über mich urteilt. Ich urteile ja auch nicht einmal über mich selbst. Denn ich bin mir keiner Schuld bewußt. Doch darin besteht meine Rechtfertigung nicht! Der Herr ist es, der über mich urteilt“ (1 Kor 4, 3–5). Die wieder neu entbrannte Auseinandersetzung um Qualität und Aktualität paulinischen Christentums legt es jedoch nahe, wenigstens einige Aspekte zu ergänzen, die dabei unglücklicherweise unterschlagen werden, sehr zum Schaden einer wirklich fruchtbaren Diskussion.

Zweierlei bitte ich dabei durchgehend zu beachten: 1. daß immer schon der es schwerer hatte, der nicht über die simplere Parole verfügt. Geduld ist also jedenfalls vonnöten. 2. Ich schreibe nicht als Exeget für Kollegen, sondern als Seelsorger für Christen. Der Wert alles Geschriebenen ist relativ in bezug auf den Leser.

Im Kreuzfeuer der Meinungen

Daß Paulus immer schon heftig umstritten war, weiß jeder, der die polemischen Abschnitte in seinen Briefen nicht überhört hat. Es erging ihm nicht

besser als seinem Herrn und Meister Jesus von Nazaret und genau so, wie es dieser seinen Schülern vorhergesagt: „Sie werden euch den Gerichten ausliefern, und in ihren Synagogen werden sie euch auspeitschen. Und vor Statthalter und Könige wird man euch führen um meinetwillen, ihnen und den Heiden zum Zeugnis“ (Mt 10, 17 f.). Das wurde auch nach seinem Tod nicht anders und scheint heute auf eine neue Weise akut. Einige Beispiele können diese These hinreichend illustrieren.

Erschütternd ist das Urteil des modernen Judentums, das sich oft genug – vielleicht mehr als mit Jesus – mit Paulus befaßt hat. Repräsentativ scheinen J. Klausner und H. J. Schoeps¹. Ihre Stellungnahme ist für christliche Ohren mehr als verwunderlich. Obwohl z. B. *Klausner* zugibt, daß es „bei Paulus Gedanken und Wendungen (gibt), die so edel und erhaben sind, daß kein Volk sich ihnen verschließen kann“, erklärt er andererseits, seine Lehre sei „von einem Geist der Schwärmerei durchdrungen“, sie hebe die Willensfreiheit auf und lasse „an Stelle der Taten den blinden Glauben treten“. Ihre Folgen sind schwerwiegend genug: „Fauleit, Müßiggang, Diebstahl, Raub, Trunksucht, Unzucht, Blutschande, Götzendienst, Spötereit, schamloses Reden, Schimpfen, Schmähungen und Geschäfte-Treiben mit religiösen Dingen – das sind die unmoralischen Sitten, die zumeist Zeichen von Fäulnis und Verfall infolge der Altersschwäche einer Bewegung sind, diesmal sich aber im jungen Christentum zeigten, das zu welken begann, ehe es noch geblüht hatte.“ Die Stellungnahme von *Schoeps* führt weit über *Klausner* hinaus und ist wesentlich differenzierter. Immerhin bleibt auch er noch erstaunt, „daß die kirchliche Theologie zweier Jahrtausende die Resonanzlosigkeit Pauli unter den Juden auf jüdische Verstocktheit zurückgeführt und sich fast niemals die Frage gestellt hat, ob es nicht auch daran liegen könne, daß der Apostel an den Juden vorbeiredete, weil er schon im Ansatz alles falsch verstanden hat“.

M. Buber vertrat die Meinung, daß sich im Alten Testament und bei Paulus zwei Weisen des Glaubensverständnisses fänden, die unvereinbar seien. Schon bei Paulus sei das alttestamentliche Verständnis des Glaubens als vertrauendes Standgewinnen in Gott zu einem dogmatischen Bekenntnisglauben verkürzt worden. Aus dem „ich glaube, daß“ wurde nach ihm ein „Was-Glaube“². Auf einer Tagung der Katholischen Akademie in Bayern erklärte *D. Flusser* vor kurzem: „Es gibt einen Paulinismus bei Paulus, aber der Paulinismus Pauli ist nicht der ganze Paulus. Leider Gottes ist es so, daß Paulus auf seinen Paulinismus sehr stolz war. Er

¹ Die folgenden Zitate stammen aus O. Kuss, *Paulus*, Regensburg 1971, 257–265; vgl. außerdem B. Rigaux, *Paulus und seine Briefe*, München 1964.

² M. Buber, *Zwei Glaubensweisen*, Zürich 1950; vgl. H. U. v. Balthasar, *Zwei Glaubensweisen*, in: *Spiritus creator*, Einsiedeln 1967, 76–91.

wiederholt die paulinistischen Sätze selbst oft. Der Paulinismus Pauli hat alle positiven und negativen Anzeichen einer Ideologie³.

Der protestantische Orientalist und Politiker Paul Anton *de Lagarde* († 1891) lehnte Paulus aus entgegengesetzten Gründen aufs heftigste ab⁴. Für ihn war das Judentum ein Hindernis für die Einigung der deutschen Nation. Der Apostel ist ein Verderber des ursprünglichen Evangeliums. „Paulus hat uns das Alte Testament in die Kirche gebracht, an dessen Einfluß das Evangelium, soweit dies möglich, zugrunde gegangen ist: Paulus hat uns mit der pharisäischen Exegese beglückt, die alles aus allem beweist, den Inhalt, der im Text gefunden werden soll, fertig in der Tasche mitbringt und dann sich rühmt, nur dem Wort zu folgen“. Paulus ist also nach ihm Jude, „der richtige Nachkomme Abrahams und auch nach seinem Übertritt Pharisäer vom Scheitel bis zur Sohle“. Schon die Verschiedenheit der bisher vorgetragenen Standpunkte könnte von eilfertiger Urteil zurückhalten.

Bemerkenswert ist auch die Ansicht jener Leute, die Paulus und Jesus im gleichen Atemzug kritisieren. Als typischen Vertreter dieser Richtung dürfen wir *Friedrich Nietzsche* zitieren⁵. Für ihn ist Paulus nicht bloß „der erste Christ, der (eigentliche) Erfinder der Christlichkeit“, er ist zugleich eine der „ehrgeizigsten und aufdringlichsten Seelen“, ein zutiefst „abergläubischer“ und „verschlagerener Kopf“. Seine Geschichte ist die „eines sehr gequälten, sehr bemitleidenswerten, sehr unangenehmen und sich selber unangenehmen Menschen“. Die Tragik seines Lebens: „Er litt an einer fixen Idee, oder deutlicher: an einer fixen, stets gegenwärtigen, nie zur Ruhe kommenden Frage: welche Bewandnis es mit dem jüdischen Gesetz habe?, und zwar mit der Erfüllung dieses Gesetzes“. Dieser persönliche Konflikt brachte ihn auf den Gedanken, das Gesetz am Kreuz Jesu vernichtet zu sehen. Seine Art ist die der „heiligen Epileptiker und Gesichte-Seher“, es fehlt ihm an Rechtschaffenheit und Selbstkritik. Jesus wird in seiner Lehre weitgehend ausgeklammert, was Nietzsche allerdings nicht hindert, Jesus und Paulus anderseits in einer gewissen Einheit zu sehen und abzulehnen: „Ich liebe es durchaus nicht an jenem Jesus von Nazareth oder an seinem Apostel Paulus, daß sie den kleinen Leuten so viel in den Kopf gesetzt haben, als ob es etwas auf sich habe mit ihren bescheidenen Tugenden. Man hat es zu teuer bezahlen müssen: denn sie haben die wertvolleren Qualitäten von Tugend und Mensch in Verruf gebracht, sie haben das schlechte Gewissen und das Selbstgefühl der vor-

³ *Gesetz und Gnade bei Paulus*, in: Zur Debatte. Themen der Katholischen Akademie in Bayern 1972, Nr. 5, S. 7.

⁴ Belege bei O. Kuss a. a. O. 265–268; LThK Bd. VI, sp. 730.

⁵ Belege a. a. O. 268 f.

nehmen Seele gegeneinander gesetzt, sie haben die tapferen, großmütigen, verwegenen, exzessiven Neigungen der starken Seele irregeleitet, bis zur Selbstzerstörung“ ... Dieses Beispiel zeigt deutlich, daß eine kritische Distanzierung von Paulus keineswegs größeren Respekt gegenüber Jesus einbringt. Im Gegenteil!

Trotzdem gehört gerade das zum Mode-Repertoire zwar vereinzelter, aber lautstarker Richtungen heutiger Exegese. Besonders temperamentvoll gebärdete sich z. B. der Protestant *E. Stauffer* in „Jesus, Paulus und wir“ (Hamburg 1961)⁶. Eindrucksvoll erklärt er „Jesus Christus ist für mich das Maß aller Dinge“ und „Ich glaube nicht an irgendeine Tradition, sondern an Jesus Christus“. Er protestiert „gegen die Monopolstellung des Apostels Paulus in unserer christlichen Verkündigung“. Er bekämpft, „daß man die ganze Bibel, daß man auch die Botschaft Jesu ungeprüft mit dem Paulinismus gleichschaltet“. Die Behandlung des Problems „Christ und Obrigkeit“ ist für ihn ein „Musterbeispiel dafür, wie erfolgreich Paulus sich zwischen Jesus von Nazareth und die Christenheit gestellt hat“. Bei einem Vergleich zwischen Jesus und Paulus konstatiert Stauffer vor allem eine Verschiedenheit, ja eine Gegensätzlichkeit in der Beurteilung des Menschen und seiner sittlichen Kraft. Man muß wohl annehmen, daß bestimmte innerprotestantische Kontroversen ihn zu dieser gefährlichen Alternative Jesus oder Paulus gereizt haben.

Was aber hat *F. J. Schierse* veranlaßt, sich und uns einen „Abschied vom paulinischen Christentum?“ herbeizuwünschen?⁷ Nun, zunächst stellt er fest: „Wenn es also schon unter Experten so schwierig ist, hinter den Sinn paulinischer Aussagen zu kommen, braucht man sich nicht zu wundern, daß der Apostel bei den gewöhnlichen Gläubigen auf noch mehr Unverständnis gestoßen und eigentlich nie recht volkstümlich geworden ist“. Nicht einmal der Legende sei es gelungen, „den heiligen Paulus vom Odium einer elitären, asketisch leicht überspannten Christlichkeit zu befreien“. Er moniert „die tiefgreifenden Unterschiede zwischen Jesus und Paulus (die wir Christen allzuleicht harmonisieren), den tragischen Zwiespalt, der die Persönlichkeit des Apostels bis zum heutigen Tag so faszinierend und zugleich so fragwürdig macht“, er beklagt (?) andererseits „die Abkehr des traditionellen Christentums von Positionen, für die Paulus sich leidenschaftlich einsetzte“. Er fragt: „Müssen wir heutigen Christen wirklich noch so denken, reden, empfinden und schreiben, wie Paulus es getan hat? Wieweit ist denn die literarische und theologische Form, die Paulus dem Evangelium Jesu gegeben hat, für spätere Zeiten verbind-

⁶ Belege a. a. O. 448 f.

⁷ In: Stimmen der Zeit, 97 (1972) 351–354.

lich? ... Was hat der christliche Glaube, der Glaube, zu dem sich eine nüchtern technisch denkende Welt bekennen soll, mit all den komplizierten Vorstellungen paulinischer Theologie zu schaffen?“ – Es wäre töricht, jede Berechtigung dieser Fragen bestreiten zu wollen. Verwunderlich ist nur die Zuversicht, mit der Schierse in diesem Zusammenhang einfach die Parole „Weg von Paulus – zurück zu Jesus“ empfiehlt. „Wie aber soll Paulus für unsere Zeit neu ausgelegt werden, wenn nicht im ständigen und gehorsamen Blick auf den Jesus, den uns eine historisch-kritische Forschung neu sehen gelehrt hat?“ Bisher jedenfalls hat weder Schierse noch sonst ein ernstzunehmender Historiker ein Jesusbild vorgelegt, das etwa die Theologie des Paulus als verfehlt oder doch in zentralen Punkten als „jesuswidrig“ zu beurteilen zwingt. Trotzdem wollen wir versuchen, die angedeuteten Probleme in etwa aufzugreifen und im Sinne des Neuen Testaments zu beantworten.

Weg von Paulus – zurück zu Jesus?

Das ist die Parole, die heute nicht wenige Theologen bewegt⁸. Natürlich wird sie verschieden motiviert. Zwei Gründe tauchen dabei in dieser oder jener Form jedoch immer wieder auf. *Einmal* ist es die Vermutung oder Behauptung, das ursprüngliche Christentum sei schon bald nach seiner Entstehung – vor allem durch Paulus – hellenistisch verfälscht oder wenigstens verändert worden. Die „schlichte“ Botschaft Jesu von der Nähe des Reiches Gottes und seiner Güte sei spekulativ verkompliziert und mit allerlei mythischen und philosophischen Vorstellungen vermischt worden. *Andererseits* versteht sich das leidenschaftliche Suchen nach dem historischen Jesus als menschlich-wissenschaftliches Verlangen nach objektiver Wirklichkeit. Man anerkennt die Dokumente des Neuen Testaments – einschließlich der synoptischen Evangelien – als bloße Glaubenszeugnisse und mißtraut ihrem objektiven Geschichtswert. Im Grunde ist es also der Streit um die zuverlässigere Realität, der die Menschen hinter das Neue Testament zurückfragen läßt.

Die These von der Hellenisierung des Christentums soll uns hier nicht weiter beunruhigen. Sie wird heute auch von den führenden Wissenschaftlern kaum noch radikal vertreten und taucht höchstens bei Journalisten auf, die in den Kommoden der Historie kramen, um alte Ladenhüter dann einem weniger informierten Publikum als neueste Erkenntnisse der historisch-kritischen Methode vorzusetzen^{9a}. Für die Richtigkeit dieser Behauptung

⁸ Vgl. G. Bornkamm, *Paulus*, Stuttgart – Berlin – Köln – Mainz 1969, 234 ff.

^{9a} Typisches Beispiel: Hugh J. Schonfield, *Unerhört diese Christen. Geburt und Verwandlung der Urkirche*. Wien – München – Zürich 1969.

tung dürfen wir auf die einschlägige Literatur verweisen⁹. Besonders eindrucksvoll scheint mir in dieser Hinsicht eine Untersuchung von E. Schweizer zu sein, der schließlich mit Recht fragt: „Wer will da Jüdisches und Hellenistisches noch sauber trennen?“¹⁰ Zur Zeit des Spätjudentums lebte Palästina schon über dreihundert Jahre in einer hellenistischen Umgebung. Es ist bezeichnend, daß Paulus je nach Standpunkt der Kritiker sowohl Judaisierung als auch Hellenisierung des Christentums vorgeworfen wird, wie wir schon andeuteten. Offenbar finden sich bei ihm genügend Elemente beider Sphären, um gerade das hervorzuheben, was man ihm vorwerfen möchte. Im übrigen gehören seine Briefe zu den ältesten Schriften des Neuen Testaments, sie wurden also *vor* den synoptischen Evangelien schriftlich fixiert, was wiederum anderen Anlaß gab, diese als populäre Historisierung des ursprünglichen Kerygmas zu kritisieren. Alle diese Phänomene zeigen, in welche Widersprüche sich der bloße Historismus verwickelt. Auf einige Fragen kommen wir im letzten Teil dieses Beitrags noch einmal zurück.

Das wissenschaftliche Verlangen nach objektiver Realität, das wir als zweites Motiv der heutigen Suche nach dem historischen Jesus herausstellten, soll uns etwas ausführlicher beschäftigen. Es entspringt ja wohl aus dem urmenschlichen Interesse nach möglichst gesicherten Lebensgrundlagen.

Fragen wir zunächst, was denn bei der anscheinend so verheißungsvollen Rückfrage hinter das Neue Testament an Wirklichkeit zutage gefördert wurde. Nun, es sind so „tiefsinnige“ Wahrheiten wie diese: Jesus war Jude, höchstwahrscheinlich ein Nachkomme Davids. Er sprach ein galiläisches Aramäisch. Als er auftrat, hatte er Kontakt mit Johannes dem Täufer; seine Einstellung diesem gegenüber war positiv. Im Gegensatz zu ihm zog er durch das Land, vorwiegend um den See Genesareth; ein Zentrum seiner Tätigkeit bildete die Stadt Kapharnaum. Das auffallendste Element seiner Tätigkeit waren die Heilungen. Er erregte Aufsehen durch seinen Umgang mit Menschen, die als öffentliche Sünder galten. Seine Tätigkeit hatte zunächst Erfolg und weckte messianische Hoffnungen in weiten Kreisen der Bevölkerung. Zu einem späteren Zeitpunkt erfolgte eine bedeutende Verringerung seiner Anhängerschaft, so daß nur eine kleine Zahl sich uneingeschränkt zu ihm bekannte. Jüdische Behörden verhandelten gegen ihn unter der Anschuldigung der Gotteslästerung. Die römische

⁹ Vgl. P. Stockmeier, *Hellenismus und Christentum*, in: *Sacramentum mundi II*, Freiburg 1968, sp. 665–676. E. Güttgemanns, *Offene Fragen zur Formgeschichte des Evangeliums*, München 1970, 195–223; W. G. Kümmel, *Das Neue Testament im 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1970, 72–84.

¹⁰ *Erniedrigung und Erhöhung bei Jesus und seinen Nachfolgern*, Zürich 1955, 131.

Behörde unter Pontius Pilatus verurteilte ihn aufgrund der Anschuldigung, er sei ein gefährlicher politischer Messiasprätendent. Am Nachmittag vor dem Passahfest wurde er an einem Ort nicht weit von der Stadtmauer gekreuzigt. Das Datum seines Todes ist Freitag, der vierzehnte Nisan des Jahres 27 oder 30. Sein Grab wurde – nach dem vorliegenden Überlieferungsmaterial – am Tage nach dem Sabbat leer vorgefunden. Die Jünger Jesu haben erklärt, ihn als Lebenden gesehen und gesprochen zu haben¹¹.

Die Realität, die unser geistiges Auge so berührt, ist folglich bloß das, was man mit Recht die „superficies historica“ (Oberfläche der Geschichte) genannt hat. Auch die Worte Jesu, die man auf diese Weise erreicht, sind Worte eines Rabbi, der Aufsehen erregt hat. Das Problem des Glaubens an die göttliche Offenbarung in Jesus wurde lediglich zurückverlagert und verschoben. Von stabilerer Lebensgrundlage kann keine Rede sein¹².

Erfreulicherweise haben in den letzten Jahren etliche Theologen in dieser Frage eine kritischere Haltung eingenommen. Leider aber hat man ihnen bisher nicht genügend Gehör geschenkt. Sie sollen daher hier noch einmal zu Wort kommen und für sich selbst sprechen:

Schon 1963 schrieb *H. Schlier*: „Natürlich sind Leben und Sterben Jesu samt Worten und Taten direkt oder indirekt die Quelle aller theologischen Reflexionen der ntl. Autoren. Und gewiß lassen sich auch entscheidende Züge des Jesusgeschehens historisch rekonstruieren. Aber das Bemühen einer Theologie des NT, der Versuch, die Glaubensverkündigung des NT in ihren theologischen Aussagen zu erhellen, kann von beidem absehen. Ja, sie muß es. Sonst entsteht der Eindruck, als gäbe es neben den einzigen legitimen Interpretationen des ἔπος Χριστοῦ durch die vier Evangelien noch eine andere, die des historischen Bildes, das sich der Historiker von diesem Geschehen macht. Und leicht werden dann, wie die Geschichte der ntl. Forschung zeigt, die Aussagen der vier Evangelien an diesem fünften gemessen. Es gehört zu den Unbegreiflichkeiten des theologischen Zeitgeistes, daß oft diejenigen, die strikt daran festhalten, der Zugang zum Heilsgeschehen sei durch die Kirche dem Glauben gewährt, in bezug auf die Urkirche eine Ausnahme machen und meinen, Jesus sei nicht durch die Interpretation der Evangelisten und im Sich-Einlassen auf ihr Verhältnis zur Jesusgeschichte zugänglich, sondern durch eine historische Rekonstruktion. So groß ist das Sicherungsbedürfnis, das man durch eine ‚objektive‘ Rückführung auf das Verständliche, wie sie die Historie betreibt, erfüllt zu sehen meint. Daß in diesem Punkt die Verteidiger der Historizität der

¹¹ Vgl. A. Polag, *Historische Bemerkungen zum Leben Jesu*, in: *Lebendiges Zeugnis*, Oktober 1971, 33–46.

¹² Vgl. S. Kierkegaard, *Kann man aus der Geschichte etwas über Christus zu wissen bekommen?* in: *Einübung im Christentum*, Düsseldorf – Köln 1962, 23 ff.

Darstellung des Jesusgeschehens in den Evangelien mit den Angreifern einig sind, mag noch hingehen. Schlecht beraten aber wäre man, wenn man durch das Pochen auf den ‚historischen‘ Zugang zum Heilsgeschehen eine sehr beschränkte und vorübergehende Grundeinstellung zur Geschichte sanktionierte und darüber die Geschichte versäumte“¹³.

Das spezifische Problem Paulus–Jesus kommentierte *J. Blank* 1968 folgendermaßen: „Für unsere heutige Frage nach dem ‚historischen Jesus‘ (bietet sich) bei Paulus fast überhaupt kein Anhaltspunkt. Er hat sich dafür weder besonders interessiert noch nicht interessiert; jede derartige Behauptung ist ihm gegenüber wohl eine moderne Unterstellung und jeder weitere Streit darüber müßig. Diese Frage existierte für ihn ganz einfach nicht. Was Paulus angeht, so ist es ohne Sinn, zu fragen, warum er so wenig ‚historisches Material‘ bietet. Man könnte auch den Spieß einmal umdrehen und das moderne historische Bewußtsein durch Paulus fragen lassen, ob es sich mit seiner historischen Verbissenheit nicht auf einem Holzweg befindet? Wenn man auf bestimmte Fragen keine Antwort bekommt, dann muß die Schuld nicht unbedingt bei dem Befragten liegen; es kann auch daran liegen, daß nicht die richtigen Fragen gestellt werden, auf die man wirklich Antwort bekäme“¹⁴. Die Stellungnahme von Blank klingt vielleicht nicht so dogmatisch-ablehnend wie die von Schlier. Daß es sich aber auch bei ihm keineswegs um eine zufällig resignierte Bemerkung, sondern um tiefere Einsicht handelt, beweisen seine allgemeinen Ausführungen zur heutigen Diskussion: „Zu beachten bleibt allerdings, daß der erfragte ‚historische Jesus‘, gemessen an der Absicht der Überlieferung und Verkündigung, insofern eine ‚Objektivierung‘ und ‚Abstraktion‘ darstellt, als bei dieser methodischen Rückfrage ein der Überlieferung und dem Kerygma anhaftendes Moment verselbstständigt und aus dem Gesamtzusammenhang herausgelöst wird. Dabei spielt das ‚historische Bewußtsein‘ der Moderne eine entscheidende Rolle. In diesem Zusammenhang wäre der Frage- und Erkenntnishorizont des historischen Bewußtseins selbst noch einmal kritisch in Rechnung zu stellen: historische Erkenntnis als ‚vermittelte Erfahrung des Wirklichen‘ (*expérience médiate du réel*) ist eine Art von ‚Glaubenserkenntnis‘ (im Sinn der ‚*fides historica*‘) mit einzelnen, in ihrem Charakter bedingten, dem Grade nach ‚wahrscheinlichen‘ Resultaten. So darf gerade das ‚Historische‘ nicht unbesehen verabsolutiert werden, wenn auch nach ihm vielleicht gefragt werden muß. Im besonderen Fall des ‚historischen Jesus‘ kommt hinzu, daß die Überlieferung, auch die als ‚echt‘ anzusprechende – daß es sie gibt, ist nicht zu

¹³ *Biblische und dogmatische Theologie*, in: *Besinnung auf das Neue Testament*, Freiburg 1964, 28 Anmerkung 3.

¹⁴ *Paulus und Jesus*, 324.

bezweifeln –, darauf angelegt ist, ein historisch-objektiviertes und distanzierendes Verhältnis zu Jesus aufzuheben“¹⁵.

Den meines Wissens scharfsinnigsten – in einzelnen Punkten vielleicht übers Ziel hinausschießenden – Angriff gegen den exegetischen Modetrend von heute startete 1969 G. Strecker. Seine Ausrichtung kann ich nur unterstreichen: „Gewiß ist Glaube nicht mit auf das Subjekt beschränktem Erleben zu verwechseln, sondern, wie dies für jedes Existenzverständnis zutrifft, ein ‚Relationsgeschehen‘, da er auf ein anderes verweist, das er nicht selbst ist. Aber das Transsubjektive, auf das der Glaube sich beruft, kann nicht als ‚objektive Heilstatsache‘, als etwas allgemein Erfahrbares verstanden werden, das auch dem Profanhistoriker zugänglich wäre. Vielmehr ist das, was dem Glaubenden Gewißheit gibt, nicht demonstrierbar, sondern unauflöslich mit dem Ereignis des Glaubens verbunden: allein im Vollzug des Glaubens ereignet sich Glaubensgewißheit. Und nur eine Theologie, die dem Verdacht des Illusionismus unterliegt, könnte die Ansicht propagieren, das dem Glauben innewohnende Risiko könne durch die Rückfrage auf den historischen Jesus vermieden oder auch nur vermindert werden, in dem Jesus als eine dem Glauben vorausgehende Instanz erscheint“¹⁶.

Wir kommen zu K. Rahner. Auch von ihm gibt es ausführliche „Bemerkungen zur Bedeutung der Geschichte Jesu für die Katholische Dogmatik“¹⁷. Darin stellt er – abgesehen von einigen Selbstverständlichkeiten – zunächst einmal fest, daß „die genauere Frage, wie sich dogmatische Theologie und Fundamentaltheologie, Glaube und glaubensbegründende geschichtliche Erfahrung wirklich genau zueinander verhalten, noch gänzlich offen“ sei. Leider fällt die Antwort Rahners in diesem Aufsatz etwas mager aus. Er konzentriert sich im Grunde auf das Problem „Ist Jesus auferstanden, in einer Weise, daß dieses Ereignis sich nicht einfach bloß und allein im Glaubensbewußtsein der Jünger abspielt, sondern dieses Bewußtsein sich auf diese Auferstehung (wie immer sie genauer zu interpretieren sein mag) als auf einen dem Glauben vorausliegenden, wenn auch nur in ihm erfaßbaren Grund bezieht?“ – Rahner vertritt die Ansicht, es sei „eine von der katholischen Dogmatik noch gar nicht explizit bedachte und so auch nicht implizit von ihr schon eindeutig beantwortete Frage, ob die Dogmatik sich vom Exegeten her mit der positiven Beantwortung

¹⁵ A. a. O. 59; Blanks Aufsatz über Jesus von Nazareth im Herder-Bildband „Der Mann aus Galiläa“ (1971) kann ich demgegenüber nur als Abfall von ursprünglicher Problem-Höhe empfinden.

¹⁶ Die historische und theologische Problematik der Jesusfrage, in: Evangelische Theologie 29 (1969) 453–476; 468 f.

¹⁷ In: Die Zeit Jesu (Festschrift für H. Schlier) Freiburg 1970, 273–284.

(dieser) Frage (über die Auferstehung Jesu) *allein* begnügen kann und die christologischen Aussagen über Jesus selber allein aus dem fundamentaltheologisch begründeten Glauben an die Auferstehung entwickeln kann, auch wenn sie auf das geschichtliche Zeugnis des Exegeten von einem ‚messianischen‘ Bewußtsein des vorösterlichen Jesus als positive Aussage verzichtet“. Rahner will damit nichts präjudizieren, aber er weiß eben, daß hinsichtlich des Selbstverständnisses des historisch noch greifbaren vorösterlichen Jesus sehr schwere Probleme gegeben sind. Folglich ist es nur allzu verständlich, wenn Rahner seine neueste Christologie mit den Sätzen beginnt: „Es ist für eine Christologie fundamentaltheologisch und menschlich legitim, von unserem faktisch bestehenden Verhältnis zu Jesus Christus auszugehen . . . Dieses christliche Verhältnis zu Jesus Christus meint ihn in einer ursprünglichen Einheit seines ‚Ansich‘ und seiner ‚Bedeutung für uns‘, ohne daß diese Einheit adäquat auflösbar wäre“¹⁸.

Daß O. Kuss in seinem Paulusbuch auf dieser Linie liegt, kann nach dem Gesagten kaum noch verwundern. Mit Recht erklärt er massiv: „Wer sich nicht in der Lage sieht, den heilschaffenden Gott am Werke zu erkennen, wenn Paulus das Ereignis Jesus von Nazareth in der für ihn charakteristischen Weise deutet, verläßt doch wohl den ‚Boden‘ des Neuen Testaments überhaupt“¹⁹. Ich darf hinzufügen: Er betreibt im Grunde Vivisektion.

Trotzdem sei F. J. Schierse noch einmal ins Gespräch gerufen; haben doch seine kritischen Fragen diesen Beitrag prinzipiell veranlaßt. Von ihm herausgegeben, erschien neuestens ein reichhaltiges Materialbuch über Jesus von Nazareth. Man sollte meinen, daß die Parole „Weg von Paulus – zurück zu Jesus“ darin doch irgendwie analysiert werden müßte. Leider Fehlanzeige – abgesehen von etlichen Bemerkungen, die die Vorliebe Schierses für den historischen Jesus klar erkennen lassen²⁰. Bezeichnenderweise beruft er sich im Anschluß an W. Trilling angesichts des „heiligen Restes“, den uns die Bibelwissenschaft übriggelassen habe, um den Glauben an Jesus zu begründen, auf den Apostel. „Übrigens hat auch schon Paulus (aus anderen Gründen) das Leben Jesu auf wenige entscheidende Punkte reduziert, und niemand kann behaupten, sein Jesusglaube sei unvollkommen, weil er sich weder auf die Jungfrauengeburt noch auf die Wunder, noch auf das göttliche Selbstbewußtsein Jesu beruft“²¹. Man sieht, wie schwer es ist, konsequent zu bleiben, und wie wenig weit selbst gefeierte Schlagworte tragen.

¹⁸ K. Rahner – W. Thüsing, *Christologie – systematisch und exegetisch*. Freiburg 1972, 18.

¹⁹ *Paulus*, 450.

²⁰ Vgl. die Besprechung in dieser Zeitschrift, S. 314, sowie in *Bibel und Kirche* 1972, 46 f.

²¹ *Jesus von Nazareth* (Grünwald-Materialbücher 3). Mainz 1972, 213.

Natürlich sind wir damit sozusagen vor dem Brennpunkt des Problems, den Gefahren einer Kerygma-Theologie oder gar gnostischer Ideologien stehengeblieben. Wir würden damit ein zu weites Land betreten. Lediglich die Frage sei noch erlaubt, was man denn mit dem oft so bedeutungsvoll vielsagend herangezogenen Begriff „Gnosis“ eigentlich abwehren will. Ich verstehe darunter vor allem das, was K. Rahner Gnosis im heterodoxen Sinn nennt. Er definiert sie als „Erkenntnis, die nicht einer personalen, gnadenhaften Selbsterschließung Gottes, sondern dem zu entdeckenden Wesen des Menschen selbst entstammt, also letztlich gnostisches ‚Selbstbewußtsein‘, nicht gehorsames Hören des anderen Gottes, Glaube ist. Ob diese emanzipierte Heilserkenntnis dann mehr in der Form einer esoterischen Mystik . . . oder in mehr rationalistischer Form auftritt . . . ist letztlich unerheblich“²². Wo diese Gefahr heute größer ist, ob bei Paulus oder bei den Rekonstruktoren eines „historischen Jesus“, darüber sollte man wenigstens weiter nachdenken. Oder ist die Entscheidung schon gefallen?

Daß mit dem Gesagten keine Monopolstellung des Apostels Paulus behauptet oder verteidigt werden soll, versteht sich von selbst. Wo sie etwa vorherrschen sollte, müßte sie abgebaut werden, allerdings nicht zugunsten des „historischen Jesus“ (vgl. Jo 16, 7: „Ich sage euch die Wahrheit: Es kommt euch zugute, daß ich euch verlasse“), sondern zugunsten des ganzen neutestamentlichen Kanons. Die christliche Offenbarung wurde in der Tat nicht bloß durch Paulus, sondern ebenso durch die Synoptiker, durch Johannes, durch die Deuteropaulinen, durch die Pastoralbriefe usw. vermittelt. Sie alle sind Offenbarungsquelle, ergänzen, korrigieren, interpretieren sich gegenseitig, sind gleichermaßen zu berücksichtigen²³. Die Frage nach dem Kanon im Kanon sowie nach seiner verbindlichen Auslegung ist berechtigt und verlangt eine mehrdimensionale Hermeneutik. Zunächst jedoch kommt es auf eine ehrlichere Berücksichtigung des ganzen Kanons in der Predigt derjenigen an, die sich Christen nennen. Die konkreten Kirchen haben da sicher noch manches aufzuarbeiten. Es ist gar nicht nötig, auf den „historischen Jesus“ zu rekurrieren, um etwa Sachkritik an bestehenden Institutionen üben zu können. Das „Messer“ des Schrift-Kanons ist dafür vorläufig immer noch scharf genug. Für die römisch-katholische Kirche könnte das aber gerade bedeuten, daß wir allen Ernstes wieder mehr in die Schule des Paulus gehen; denn paulinische Theologie oder Exegese nahm bei uns in den vergangenen Jahrhunderten kaum den Raum ein, der ihr eigentlich gebührte. Für andere Kirchen mögen

²² LThK Bd. IV, sp. 1020.

²³ Der Vorrang der Evangelien, der vom Zweiten Vatikanum in der Konstitution über die göttliche Offenbarung Nr. 18 festgestellt wird, bedeutet jedenfalls keine Abwertung paulinischen Schrifttums, wie Nr. 20 beweist.

die Akzente anders gesetzt werden, bei den einen mangelt es hier, bei anderen dort. Nur bei möglichst vollständiger Berücksichtigung des ganzen Kanons ist jedoch überhaupt eine wachsende ökumenische Annäherung der verschiedenen Konfessionen für die Zukunft zu erhoffen. Ein Jesus aus der Retorte der Historiker würde voraussichtlich nur wieder zu neuen theologischen Schulen und Spaltungen führen.

Die „Fremdheit“ des Paulus

Ist die Stellung des Apostels Paulus innerhalb des neutestamentlichen Kanons grundsätzlich anerkannt, dann bleibt natürlich noch das Problem seiner – wie man zu sagen pflegt – ganz spezifischen Fremdheit. Kein erfahrener Seelsorger wird leugnen, daß vieles in den paulinischen Briefen dem heutigen Menschen zunächst nur schwer verständlich ist. Als junger Kaplan war ich sogar einmal recht beeindruckt von einem Pfarrer, der jene seltsame Sonntagslesung aus dem Galaterbrief über die beiden Testamente (4, 21–31) mit der Bemerkung ausfallen ließ: „Das versteht sowieso keiner mehr, singen wir stattdessen lieber ein Lied!“ – Heute bin ich der Ansicht, daß die Problematik einer legitimen und brauchbaren Umsetzung paulinischen Denkens und Schreibens für unser technisches Zeitalter im allgemeinen nicht größer ist als die des biblischen Denkens überhaupt. Man sollte sie nicht unterschätzen, aber man sollte sie nicht übertreiben²⁴. Der Prozentsatz der Texte, die ohne weiteres „übersetzbar“ sind, dürfte kaum geringer sein als der, die uns erhebliche Schwierigkeiten bereiten. Bei gutem Willen und einigermaßen sachkundiger Einführung scheint mir der Zugang nur äußerst selten absolut versperrt. Greifen wir einige Probleme heraus.

Man klagt in unserer Zeit vor allem über die große Fremdheit der paulinischen *Rechtfertigungslehre*. Für die Luther-Variation derselben hat dies der Lutherische Weltbund 1963 in Helsinki ausdrücklich bestätigt²⁵. Es fehlen heute anscheinend viele der paulinischen Voraussetzungen. Der moderne Mensch leidet nicht mehr in erster Linie an der Unerfüllbarkeit und dem Druck religiöser Gesetze, sondern unter dem Druck der Arbeit, der Leistungsgesellschaft, der politischen Systeme. Er sucht Freiheit und Befreiung wie eh und je, aber er sucht sie nicht so sehr im Glauben allein, den Paulus anbietet, sondern in der konkreten Veränderung der Verhältnisse und in der Umwälzung von gesellschaftlichen Strukturen. Zu sagen ist

²⁴ Vgl. F. J. Steinmetz, *Der Anspruch des biblischen Wortes*, in: *Verantworteter Glaube* (hrsg. v. O. Knoch u. F. Wulf), Stuttgart – Würzburg 1971, 35–47.

²⁵ Vgl. Herderkorrespondenz 18 (1963/1964) 17 f. sowie die ausgezeichnete Replik von H. Conzelmann, *Die Rechtfertigungslehre des Paulus: Theologie oder Anthropologie?* in: *Evangelische Theologie* 28 (1968) 389–404.

allerdings, daß schon die Rechtfertigungslehre des Paulus weit vielschichtiger ist, als die eine oder andere konfessionelle Tradition wahrhaben möchte, und daß sie die radikale Befreiung von Macht und Gewalt durchaus einkalkuliert. Freilich sieht Paulus das Heil nicht zutiefst und allein in der Änderung von Sozialstrukturen, sondern im Vertrauen auf Gottes eschatologische Umkehrung aller Werte und in seiner Liebe. Aber wer ist heute noch so naiv zu meinen, daß wir bei aller nötigen innerweltlichen Anstrengung auf diese Perspektive verzichten könnten? Man denke nur an das allgemeine Phänomen Angst, das unsere Gesellschaft durchzieht, und die allgemein anerkannte Unmöglichkeit einer definitiven Befreiung. Entweder hält sich der heutige Mensch bei seiner Arbeit an die vertraglich festgelegten Richtlinien und Vorschriften und geht dabei das Risiko ein, als zu langsam und unproduktiv „ausgebootet“ zu werden, oder aber er erfüllt mit letzter Kraft das gewünschte Pensum, um in der Angst zu leben, so gerade nicht vorschriftsgemäß und sorgfältig genug gehandelt zu haben. Wer wird uns aus diesem Dilemma befreien? Doch offenbar nur die Erkenntnis, daß der Anspruch der menschlichen Gesellschaft nicht das letzte sein darf, was unser Leben bestimmt. Was aber ist das anders als das paulinische „Abseits vom Gesetz“ (Röm 3, 21) und „Nicht wieder in das Joch der Sklaverei eingespannt“ (Gal 5, 1)? – Dazu wäre freilich noch vieles zu sagen, aber es geht ja hier nicht um ausgeführte Lösungen, sondern um Hinweise.

Was die vielschichtige Frage der *Auseinandersetzung zwischen Paulus und dem Judentum* betrifft, die mit seiner Rechtfertigungslehre zusammenhängt, so sei wenigstens eine kleine Bemerkung angefügt. Jede menschliche Auseinandersetzung bewegt sich in den Grenzen einer konkreten Situation. Daß das Judentum als ganzes sich von Paulus nicht adäquat verstanden fühlt, kann so gesehen nicht verwundern. Paulus schreibt kein abstraktes Lehrbuch, sondern konkrete Briefe aus persönlicher Erfahrung. Wie wenig antisemitisch er denkt, beweist sein Römerbrief, der im Grunde eine einzige Apologie echt jüdischen Geistes ist. Hätte man ihn gründlicher studiert, wäre manch unglückliche kirchliche Kontroverse bezüglich einer göttlichen Verwerfung Israels zweifelsohne unterblieben. Etliche Passagen im Johannes- und Matthäusevangelium sind in dieser Hinsicht weit kritischer zu beurteilen. Womit jedoch auch diese Problematik auf eine allgemein neutestamentliche Ebene angehoben ist. Ein spezifisch paulinisches Problem liegt hier kaum vor.

Bezüglich der beiden verschiedenen Glaubensweisen, die M. Buber im Alten Testament und bei Paulus anzutreffen meinte, denke ich, man könne sich dem Urteil von W. Kasper anschließen, der seine Antwort wie folgt zusammenfaßt: „Wenn Paulus . . . von dem Glauben an Jesus Chri-

stus spricht, dann meint er nicht nur einen Glauben, der sich auf Jesus Christus richtet, sondern den Glauben als Eingelassenwerden in Jesu innerste Haltung gegenüber dem Vater. Gerade in seiner christologischen Verwurzelung ist das neutestamentliche Glaubensverständnis kein Zurückfall unter das Niveau des Alten Testaments, sondern dessen radikalisierende Überbietung. Glauben bedeutet auch hier ein Amen-sagen zu Gott mit allen Konsequenzen. Jesus ist der Glaubende schlechthin, und er ist zugleich derjenige, der uns zum Glauben erweckt und befreit. Die Nachfolge Jesu ist darum nicht äußere Nachahmung, sondern Nachfolge im Glauben²⁶.

Die spezifische *Problematik der Naherwartung* des Weltendes und des Weltgerichtes (Wiederkunft Christi), in der Paulus offenbar gelebt hat (vgl. 1 Thess 4, 13–18), scheint manchen ein unüberwindbares Hindernis für die Aktualisierung zu sein. Man muß hier jedoch unterscheiden. Die Parolen, die der Apostel infolge seiner Erwartung ausgibt, und die Konsequenzen, die er zieht, sind aufs Ganze gesehen weitaus akzeptabler als seine schnellfertigen Ausleger uns heute weismachen möchten. Das meiste davon ist mit ein wenig Sinn für Stets-Erwartung durchaus umzusetzen. Nicht die Ansicht des Paulus ist hier im Grunde unannehmbar, sondern der weltflüchtige Aszetismus, den fromme Prediger – vielleicht in gutgemeinter, aber kurzsichtiger Absicht – in ihn hineingelesen haben. Hätte man z. B. jenen berühmten Satz „Jeder hat seine eigene Gabe, wie sie Gott ihm gegeben hat, der eine so, der andere so“ (1 Kor 7, 7) in der kirchlichen Aszetik wirklich ernstgenommen, dann wären zahlreiche unglückliche Ratschläge unterblieben. Wie bescheiden und umsichtig ihnen gegenüber wirkt die Bemerkung des Paulus: „Das ist zwar nur meine Meinung, doch ich glaube immerhin auch den Geist Gottes zu besitzen“ (1 Kor 7, 40). Um die Weisungen des Apostels gerecht zu würdigen, sind freilich die Regeln der Hermeneutik zu berücksichtigen. Wo das aber geschieht, da zeigt sich auch dem heutigen Leser eine pastorale Klugheit und spirituelle Weite, die im Grunde nur faszinieren kann und zu befreiendem Einfallsreichtum verhilft.

Das gilt m. E. nicht weniger für die sogenannte *patriarchalische Mentalität* des Apostels, die er mit vielen seiner Zeitgenossen teilt. Auch er ist ein Kind seiner Zeit, jedoch nicht ihr Sklave. Schon im Galaterbrief erklärt er ausdrücklich, daß die herkömmlichen Klassenunterschiede der alten Welt durch Christus aufgehoben und überwunden sind. „Da gilt nicht mehr: Jude oder Griechen, nicht mehr Sklave oder Freier, nicht mehr:

²⁶ *Einführung in den Glauben*, Mainz 1972, 78; vgl. W. Thüsing, *Per Christum in Deum. Studien zum Verhältnis von Christozentrik und Theozentrik in den paulinischen Hauptbriefen*, Münster 1969.

Mann oder Frau, denn alle seid ihr Einer in Christus Jesus!“ (3, 28). Folglich ist die berühmt-berüchtigte Anweisung aus dem ersten Korintherbrief, „die Frauen sollen in den Gemeindeversammlungen schweigen. Denn es ist ihnen nicht gestattet, das Wort zu ergreifen. Sie sollen sich unterordnen, wie es ja auch das Gesetz sagt“ (14, 34), im Licht jener Zielvorstellung zu lesen und auszulegen. Sie gilt zunächst für eine ganz bestimmte historische Situation und richtet sich gegen Schwärmer (fehlt sogar in verschiedenen Handschriften), und war von Paulus niemals als allgemein verbindliches Gotteswort für alle Zeiten gedacht. In einem anderen Kapitel des gleichen Briefes wird unumstritten vorausgesetzt, daß eine Frau im Gemeindegottesdienst als Prophetin spricht (11, 5). Bei aller Prägung durch seine geschichtliche Herkunft hat Paulus niemals einen so verschrobenen Patriarchalismus vertreten, wie ihm heute einige unterschoben möchten. Seine Tendenz bezüglich des Verhältnisses von Mann und Frau war im Grunde schon die, die sich dann später in Eph 5, 21 artikuliert: „Seid euch gegenseitig untertan in der Furcht Christi“. Unverständlich bleibt uns hingegen seine Argumentation in der Frage der Verschleierung der Frau (1 Kor 11, 3–16). Was jedoch die Sache selbst in der damaligen Situation (natürlich nicht in der heutigen!) betrifft, so scheint ein Verständnis, wie es E. Käsemann andeutet, nicht abwegig: „Dem Apostel geht es hier wie stets um die Freiheit, die sich zum Dienen gerufen weiß, und sie eben sieht er bedroht, wo Enthusiasmus an bestehender Ordnung rüttelt und im Namen des Geistes sein vermeintlich gutes Recht proklamiert. Der Christ wird als Christ durch den Dienst bestimmt. Geist hört auf, heiliger Geist zu sein, wenn dieses Kriterium christlicher Existenz in der Welt verdunkelt, gefährdet oder gar aufgehoben wird“²⁷.

Problematisch bleibt nach wie vor die Ansicht des Paulus über das *Verhältnis* des Christen zur *Obrigkeit* in Röm 13. Hier ist nicht der Platz, ausführlicher darauf einzugehen. Es ist sicher gefährlich und abwegig, dieses Kapitel ohne längeren kritischen Kommentar heute noch vorzutragen. Ob die Einseitigkeit dieser Schriftstelle größer als die von anderen ist, sei dahingestellt. Im Grunde bedarf jede neutestamentliche Perikope der Ergänzung durch andere. Nicht Paulus oder gar ein Stück von ihm darf Kanon christlichen Lebens werden, sondern stets nur die ganze Bibel.

Was seine *schwer verständliche Sprache* und die *komplizierten Vorstellungen seiner Theologie* betrifft, so möchte ich noch folgendes zu bedenken geben. Das Motiv ist so alt, wie das Neue Testament selbst (vgl. 2 Petr 3, 16). Paulus war einer der gebildetsten Menschen seiner Zeit. Er setzte schon damals einiges voraus. Es kann nicht gutgehen, wenn man ihn heute

²⁷ *Exegetische Versuche und Besinnungen II*, Göttingen 1965, 218.

kommentarlos und dazu noch in Form von unglücklich zerschnittenen Perikopen jedwedem Christen unterschiedslos vorsetzt. Zu fragen ist einfach, welche Konsequenzen man daraus zu ziehen beliebt. Will man etwa die leichtere Verständlichkeit zum Maßstab für die Qualität eines Autors machen? Dann würden gewiß viele der sich heutzutage so übergescheit artikulierenden Theologen gegenüber Paulus den kürzeren ziehen; denn nicht wenig von dem, was da zur Beglückung der Christen literarisch zum besten gegeben wird, ist alles andere als leicht verständlich. Und müßte man mit solchem Kriterium nicht auch Jesu Worte als unnötige Belastung empfinden? Freilich heißt es von ihm, daß sein Joch sanft sei und seine Last leicht (Mt 11, 30). Was jedoch keineswegs dazu führte, daß alle ihn verstanden, sondern nur die, denen es gegeben war (Mt 13, 11–17). Und selbst die tun sich schwer genug, so daß er fragen muß: „Dies Gleichnis versteht ihr nicht? Wie wollt ihr dann die übrigen Gleichnisse alle verstehen?“ (Mk 4, 13). So leicht und selbstverständlich ist die Lehre Jesu nun auch wieder nicht zu begreifen. Wer anderer Ansicht ist, der mache die Probe aufs Exempel und mute sich und seinen Hörern einmal die sogenannte Bergpredigt zu. Er wird wahrscheinlich bald von seiner Naivität befreit sein.

Geradezu lächerlich finde ich die *Vorurteile gegen die polemische Art* des Paulus. Man vermutet ein unglückliches, unausgeglichenes Naturell, man behauptet, er sei wohl kaum ein ausgesprochen liebenswürdiger Mensch gewesen, er habe seine Gegner oftmals einseitig und ungerecht verurteilt, er sei eine Herrschernatur, habe immer recht und zeige weniger Gefügigen leicht die rauhe Seite . . . Es fehlt zweifellos nicht an Passagen in seinen Briefen, die derartige Empfindungen auslösen können. Man denke etwa an Phil 3, 2: „Nehmt euch in acht vor den Hunden, vor den bösen Arbeitern, vor den Leuten von der Zerschneidung!“ Oder an Gal 5, 12: „Ach, mögen sich doch gleich entmannen lassen, die euch aufhetzen!“ – Recht unsanft klingt auch 1 Kor 15, 36: „Du Tor! Aus dem Samen, den du ausstreust, wächst kein Leben, wenn das Samenkorn nicht zuvor stirbt.“ Die Zahl ähnlicher Stellen ist nicht gering.

Über die pädagogische oder pastorale Klugheit solcher Polemik kann man verschiedener Meinung sein, und wie sich das alles mit dem ebenso paulinischen Grundsatz der Rücksichtnahme (etwa Röm 14, 13) vereinbaren läßt, ist nicht leicht zu sehen. Nur wäre es töricht, aus all dem den Vorwurf eines „unjesuanischen“ Christentums ableiten zu wollen; denn eben jener Jesus, der einerseits die Weisung gibt: „Schon jeder, der seinem Bruder zürnt, sei dem Gericht verfallen usw.“ (Mt 5, 22), zögert keinen Augenblick, bestimmte jüdische Kreise (ähnlich wie Johannes der Täufer) als Schlangen und Natternbrut anzureden (Mt 23, 33) oder als übertünchte Gräber, die von außen schön aussehen, innen aber von Totengebeinen und allem

möglichen Unrat starren (Mt 23, 27). Damit sei keineswegs einer unqualifizierten Polemik das Wort geredet. Wohl aber möchten wir aufs neue zu bedenken geben, daß ein lammfrommes Christentum, das alle menschlichen Differenzen geräuschlos zu regeln versteht, weder dem Stil der Evangelien noch dem des übrigen Neuen Testamentes entspricht.

*

Die Zahl der Themen, die Paulus in seinen Briefen aufgreift, ist groß. Natürlich sind nicht alle von gleichermaßen greifbarer Aktualität, vieles bleibt uns in der Tat auf den ersten Blick fremd. Wir müssen uns über weite Strecken zunächst in seine Lage hineindenken. Trotzdem sind die Analogien dazu in der heutigen Zeit nicht so schwer zu finden, wie manche befürchten. (Man lese nur wieder einmal mit etwas Muße seine beiden Korintherbriefe.) Das Repertoire ist beschränkt. Paulus reicht nicht für alle Lebenslagen, und das, was man aus ihm gemacht hat, seine „Lehre“, die verschiedenen paulinischen „Theologien“, sie werden heute weniger faszinieren. Jedes klassische Schauspiel bedarf der kongenialen Aufführung, um seine Wirkung nicht zu verfehlen. Aber es wäre eine entsetzliche Verarmung, wollte man Paulus gerade heute verabschieden, in einer Zeit, die vielleicht mehr als andere nach einem tiefer reflektierten Christentum verlangt. Seine Briefe sind ein unvergänglicher Beitrag zu menschenwürdigem Leben²⁸.

Das Bewußtsein der Gegenwart Gottes als Problem heutiger Spiritualität

Erhard Kunz SJ, Frankfurt a. M.

Ein älterer Priester, der lange Zeit als Spiritual und Beichtvater tätig war, äußerte vor einigen Wochen in einem Gespräch sein Bedauern darüber, daß in der heutigen Verkündigung und geistlichen Unterweisung kaum noch von der Nähe Gottes und vom Wandel in der Gegenwart Gottes gesprochen werde; dabei sei doch seiner Erfahrung nach das Bewußtsein der Gegenwart Gottes für ein religiöses Leben von entscheidender Bedeutung. – Tat-

²⁸ Vgl. J. Blank, *Paulus und Jesus*, München 1968, 323 f.